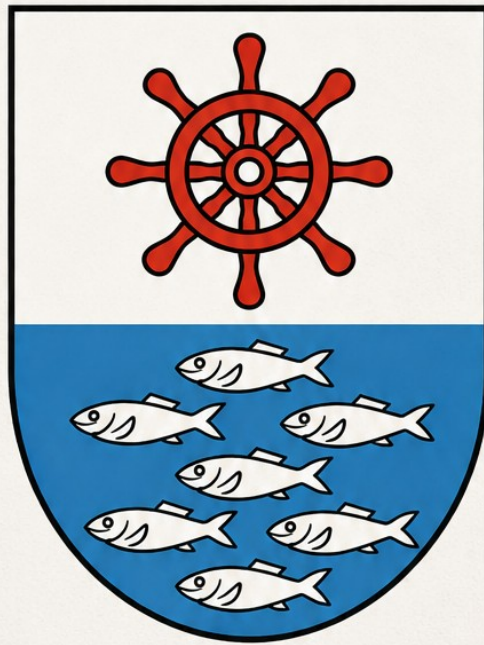


Sieben Fische und ein Steuerrad

—◆—
Ein Dorf zwischen zwei Seen



Manfred Giesenberg

—◆—
Juli 2026

Sieben Fische und ein Steuerrad

Ein Dorf zwischen zwei Seen

Manfred Giesenberg

Vorwort

Liebe Prieperterinnen und Prieperter,
liebe Leserinnen und Leser,

dieses kleine Buch ist keine Chronik. Es zählt keine Jahreszahlen auf und will nichts vollständig machen. Es ist der Versuch, in Worte zu fassen, was diesen Ort ausmacht und ihn so liebens- und lebenswert macht. Es will erzählen, was jeder wissen sollte, der hier lebt – vom See am Morgen, vom Geruch des Kiefernwaldes, vom goldenen Herbst und vor allem von den Menschen, die aus einem kargen Fleck Erde zwischen zwei Seen über die Jahrhunderte immer wieder etwas Neues gemacht haben.

Ich habe es geschrieben, weil Priepert ein besonderer Ort ist – auf eine Weise, die sich in einem Buch kaum ganz sagen lässt. Nehmt es als das, was es ist: als einen Gruß und ein Dankeschön an das Dorf und an alle, die es zu dem gemacht haben, was es ist.

Euer

Manfred Giesenberg

DAS WASSER

Am frühesten Morgen, ehe der erste Wagen über die Brücke fährt, liegt der Große Priepertsee unter einer Decke aus Nebel, und man weiß eine Weile nicht, wo das Wasser aufhört und der Himmel anfängt. Es gibt keine Linie dazwischen. Das Schilf steht hell und beige am Rand, reglos, und der See atmet, langsam, wie etwas Großes, das noch schläft. Wer um diese Zeit am Ufer steht, hört das Dorf nicht. Er hört nur, wie ein Fisch irgendwo die Fläche bricht, und dann, weit weg, den ersten Kranich.

Es ist immer das Wasser zuerst. Bevor es Häuser gab, bevor ein Mensch diesem Ort einen Namen gab, war das Wasser schon da, und es hat sich seinen Namen ziemlich sicher selbst gegeben. Denn der See ist älter als das Dorf. Erst hieß das Wasser so, und dann hießen so die Leute, die daran wohnten.

Man kann diesen Ort nicht verstehen, ohne einmal am Morgen am See gestanden zu haben. Alles Weitere – der karge Boden, die Fischer, die Schiffer, die Ziegler, das Feuerwerk im Sommer und die Stille danach – ist nur die Antwort auf eine einzige Tatsache: dass hier Wasser ist und ringsum kaum etwas anderes.

Sieben Seen gehören zur Gemeinde, und im Wappen stehen sieben silberne Fische, für jeden einen. Das ist Heraldik ohne Umschweife: Man zählt, was man hat, und malt es hin. Darüber,

im oberen Feld, ein rotes Steuerrad, für die Zeit, als von hier aus Kähne mit Fracht durch die Seen zogen.

Und dann sehe man sich einmal an, was auf diesem Wappen alles *nicht* steht. Kein Greif. Keine Krone. Kein Adler, kein Löwe, kein herzogliches Zeichen. Dabei hätte man aus dieser Ortsgeschichte reichlich schöpfen können: Adolf Friedrich II., ein Herzog, der hier zeitweise wohnte, weil ihm sein Schloss abgebrannt war, eine herzogliche Kammer, der das Dorf gehörte. Ein anderer Ort hätte sich das Zeichen seiner einstigen Herren übernommen, hätte es sich gleichsam geliehen, um größer zu wirken, als er ist. Priepert nicht. Priepert hat sich als das dargestellt, wovon es gelebt hat, und nicht als das, wem es gehört hat. Für ein Dorf, das über die Jahrhunderte so zuverlässig immer irgendjemand anderem gehörte, ist das keine Kleinigkeit, sondern eine stille, fast trotziige Ansage: Wir sind, was wir tun, nicht, wem wir dienen.

Nur Fische. Nur das, wovon man lebte. Es gibt ehrlichere Wappen, aber nicht viele.

Der Ort liegt auf einer Landbrücke, ein schmaler Streifen Sand zwischen zwei Wassern. Nördlich der Große Priepertsee, südlich der Ellbogensee, und die Havel hat sich mitten hindurchgeschnitten, lange bevor jemand da war, der ihr hätte zusehen können. Man kann in Priepert an einer Stelle stehen und in zwei Richtungen Wasser sehen, im sicheren Wissen, dass

es dasselbe ist. Es kommt von Norden, es geht nach Süden, und dazwischen liegt das Dorf wie ein Knoten in einer Schnur.

Für den, der über die Straße kommt, ist das nicht gleich zu sehen. Wer von der Bundesstraße abbiegt, fährt zuerst durch Kiefernwald, in dem das Licht in Streifen fällt und die Bäume so gerade stehen, als hätte sie jemand mit dem Lineal gesetzt, was auch stimmt. Dann Felder. Dann ein Ortsschild, ein Sportplatz, eine Feuerwehr. Und wer von Strasen her über die Kreisstraße kommt, fährt eine Allee entlang, an Feldern vorbei, durch den Ortsteil Ziegelei, wieder an Feldern und Obstbäumen, und dann steht auch er an der Havel und sieht ein Dorf von einer Schönheit, die man an einem so kleinen Ort nicht erwartet hätte. Eine Kirche ohne Turm. Straßen, die *Zum Wald* heißen oder *An der Havel*, was beides zutrifft, denn hier führt alles zum Wald oder zum Wasser.

Aber das ganze Maß dieses Ortes bekommt nur zu sehen, wer vom Boot aus kommt. Vom Wasser her ist Priepert kein Dorf am Ende einer Straße, sondern ein Nadelöhr. Genau hier treffen die Obere Havel-Wasserstraße und die Müritz-Havel-Wasserstraße aufeinander. Wer von Berlin nach Norden will, muss hier durch. Wer von der Müritz nach Süden will, ebenso. Es gibt keinen Umweg. Im Sommer schiebt sich der Bootsverkehr durch den schmalen Kanal zwischen den beiden Seen, langsam, in einer Reihe, und wer dann am Ufer sitzt, sieht dem zu mit dem gelassenen Interesse dessen, der nicht mitfahren muss.

Die Seen sind untereinander so verschieden, wie Gewässer in einer Gegend ohne Hügel nur sein können. Der Große Priepertsee im Norden ist der Ordentlichste, fast ein Rechteck, und an einer Stelle fällt er auf zweiunddreißig Meter ab – ein zehnstöckiges Loch in einer Landschaft, von der es heißt, sie habe keine Erhebungen. Der Gletscher, der oben zu träge war, einen Hügel aufzuwerfen, hat unten diesen Abgrund hinterlassen. Das Auffällige an dieser Gegend liegt nicht über, sondern unter der Oberfläche.

Der Ellbogensee im Süden ist der Eigensinnige, lang und mehrfach gekrümmt, nirgends breit, und sein Name kommt von seiner Gestalt. Sein Südufer ist schon Landesgrenze; wer dort badet, badet in Mecklenburg und blickt nach Brandenburg. Und dann sind da die kleineren – der Wangnitzsee mit seinen Inseln, der Ziernsee, und einer, den es kaum noch gibt, weil er über die Jahrhunderte verlandet ist, aus einem See eine Wiese wurde und niemand sagen kann, wann genau er aufgehört hat, ein See zu sein.

Mit dem Wangnitzsee ist dann etwas geschehen, das in Urkunden selten vorkommt: Der Bund hat ihn der Gemeinde geschenkt, den Großen und den Kleinen, übertragen ins Eigentum des Dorfes. Man muss sich diesen Vorgang einmal vergegenwärtigen. Eine Gemeinde mit dreihundert Einwohnern bekommt einen See geschenkt. Zwei sogar. Wer hier einen See bekommt, bekommt eine Aufgabe. Aber es ist eine Aufgabe, die zu diesem Dorf passt, das immer mehr Wasser hatte als Land

und immer gewusst hat, dass das Wasser sein eigentliches Vermögen ist. Und die Gemeinde hat schnell reagiert und den See für Motorboote gesperrt – weil sie wusste, dass der Einklang mit der Natur ihre Zukunft ist.

Die Havel selbst macht um diesen See wenig Aufhebens. Sie tritt am Westende in ihn ein und verlässt ihn am Westende wieder, streift ihn also nur – wie jemand, der eine Tür öffnet, kurz hineinschaut und sich dann anders entscheidet und weiterzieht.

Priepert liegt am Rand, wenn man auf die Landkarte sieht. Es bildet die südliche Grenze seines Amtes; hinter dem Ellbogensee fängt schon Brandenburg an. Rand des Kreises, Rand des Amtes, Rand des Landes – an Rändern herrscht hier kein Mangel. Und doch stimmt das nur, solange man auf die Straßen und die Verwaltungsgrenzen schaut. Wer auf das Wasser sieht, sieht das Gegenteil. Denn die Wege des Wassers laufen hier zusammen, nicht auseinander, und was auf der Landkarte ganz hinten liegt, am äußersten Zipfel, liegt auf der Wasserkarte mittendrin. Es kommt eben darauf an, welche Karte man in die Hand nimmt. Priepert ist ein Ort, der am Rand liegt und eine Mitte ist – und beides ist wahr.

Das ist das Erste, was man über diesen Ort wissen muss: dass fast alles hier vom Wasser kommt und aufs Wasser zuläuft. Der Boden gab nichts her – dazu später, es ist eine eigene Geschichte und keine leichte. Aber das Wasser gab immer

etwas. Fisch, als es sonst nichts gab. Einen Weg, als es noch keine Straßen gab. Und heute, wo die Fischer fort sind und die Frachtkähne auch, gibt es Fremde, die kommen, um genau das zu sehen, was die Prieperter jeden Morgen umsonst haben: diesen See unter dem Nebel, ehe der Tag beginnt.

MAN GEWÖHNT SICH NIE GANZ DARAN. DAS IST
VIELLEICHT DAS BESTE, WAS MAN ÜBER EINEN ORT
SAGEN KANN.

DER BODEN

Wenn man vom Dorf aus nach Osten geht, die Straße hinauf Richtung Försterei, ändert sich die Luft. Man riecht den Kiefernwald, bevor man ihn sieht – dieses Harzige, Trockene, Warme, das an heißen Sommertagen über dem Sandweg steht und einem sagt, wo man ist, noch ehe man die Augen aufmacht. Es ist der Geruch von etwas, das mit wenig auskommt. Kiefern brauchen keinen guten Boden. Sie brauchen fast gar keinen. Und das ist die zweite Wahrheit über diesen Ort, die schwerere: Der Boden gab nie etwas her.

Was unter dem Gras liegt, ist Sander – gewaschener Sand, den ein Gletscher am Ende der letzten Eiszeit hier ausgebreitet hat. Das Schmelzwasser hat das Feine mitgenommen und das Grobe liegen lassen, und was blieb, ist ein Sieb. Es regnet, und der Regen ist weg. Es wächst, was tiefe Wurzeln hat und mit wenig auskommt, und das ist die Kiefer. Sie steht hier nicht, weil jemand sie schön fand. Sie steht hier, weil sie das Letzte ist, was noch geht.

Man hat es in Zahlen gefasst, später, als man anfang, Böden zu bewerten. Auf einer Skala, die bis hundert reicht, hat der Priepertter Boden die Zahl vierundzwanzig. Das ist das untere Ende. Es taugt für Kartoffeln und für Roggen, mit Mühe, und selbst das nicht auf Dauer: Es gab eine Zeit, da war der Boden so erschöpft und so von Würmern befallen, dass man den Kartoffelanbau für Jahre verbieten musste. Ein Dorf, dem man verbietet, das Einzige anzubauen, was sein Boden hergibt – das ist Priepert, in einem Satz.

Man muss sich das ohne Rührung vorstellen, denn die Leute, die es betraf, haben es auch ohne Rührung gelebt. Ein Bauerndorf konnte hier nur unter Anstrengung bestehen, und es ist mehrfach daran gescheitert. Es gab ein Jahr, ein einziges Jahr nach dem großen Krieg vor bald vier Jahrhunderten, da lebte in Priepert noch ein einziger Bauer. Einer. Zweihundert Jahre später gab es überhaupt keinen mehr, nur noch Leute mit einem Häuschen und einem Streifen Land, der nicht zum Leben reichte, und die deshalb für Lohn arbeiteten – im Wald, am Ofen, auf dem Wasser, beim Gutshof. Als Agrarstandort hat dieser Ort in sechs Jahrhunderten dreimal die Segel gestrichen.

Aber – und hier beginnt das, was diesen Ort ausmacht – der Boden war nie die ganze Wahrheit. Wo der Acker nichts hergab, gab der Rest etwas her. Der See gab Fisch. Der Wald gab Holz, und aus dem Holz machte man Teer, in Öfen, die drei Wochen lang brennen mussten und die eine ganze Familie ein Jahr lang beschäftigten. Das Ufer gab Ton, und aus dem Ton

brannte man Ziegel. Sogar ein See, der aufgehört hatte, ein See zu sein und zur Wiese geworden war, gab noch etwas her: Kalk, den man brannte.

Es ist eine Landschaft, die einen zwingt, erfinderisch zu sein oder zu gehen. Viele sind gegangen. Aber die geblieben sind, haben eine Fähigkeit entwickelt, die man diesem stillen Ort nicht ansieht und die doch sein eigentliches Wesen ist: aus wenig etwas zu machen. Man hat es an den Dingen gesehen, die sie sich selbst gebaut haben, weil es die richtigen nicht zu kaufen gab. In der alten Dorfschule, wo heute die Heimatstube ist, steht ein selbstgebauter Eiertester. Und eine selbstgebaute Motorsäge. Man kann darüber lächeln. Man sollte aber wissen, was sie bedeuten: dass hier jahrhundertlang die Regel galt, dass niemand kam, der einem half, und dass man sich also selbst half, oder gar nicht.

Der Boden hat die Menschen hier geprägt, härter, als jeder gute Acker es je gekonnt hätte. Ein guter Boden macht satt und träge. Ein schlechter macht wach. Man musste rechnen können in Priepert, man musste vorausdenken, man musste mit den Händen umgehen können und mit dem, was gerade da war. Und man musste zusammenhalten, denn allein kam hier niemand durch.

Das ist es, was der Kiefernwald einem erzählt, wenn man ihn an einem Sommertag riecht: dass Armut nicht dasselbe ist wie Elend. Dass ein karger Ort seine Leute nicht kleiner macht,

sondern manchmal größer. Und dass der Duft von warmem Harz über einem Sandweg, den ein Fremder für das Aroma eines Ferienidylls hält, in Wahrheit der Geruch von sechshundert Jahren Auskommen mit dem Wenigen ist.

DIE ARBEIT

Es gab einen Weg am Ufer des Kanals, und er hatte einen Namen, den heute kaum noch jemand kennt: der Leinensteig. Dort gingen die Schiffer und zogen ihre Kähne an der Leine hinter sich her, ein Seil über der Schulter, den ganzen schmalen Wasserlauf entlang, bevor es Motoren gab. Man muss sich das einmal vorstellen, um zu begreifen, was für ein Ort das war: Menschen, die Frachtkähne mit eigener Muskelkraft durch die Seen zogen, Tonne um Tonne, und die das nicht für eine Woche taten, sondern ein Leben lang.

Es lohnt sich, an dieser Stelle einen alten Satz aus der Ortschronik zu wiederholen, weil er den ganzen Stolz dieses Ortes in sich trägt. Als die Havel durch Schleusen schiffbar gemacht und an das große Wasserstraßennetz angeschlossen wurde, heißt es dort, sei von Priepert aus der Anschluss bis nach Neustrelitz vollzogen worden. Von Priepert aus. Nicht: nach Priepert. Nicht das Dorf wurde an die Residenzstadt angeschlossen, sondern die Residenzstadt an das Netz, und das Netz, das war hier. Man kann darüber lächeln, aber genau

besehen stimmt es sogar: Die Hauptstraße des Wassers lag fertig da und führte durch Priepert. Neustrelitz bekam ein paar Jahre später einen Abzweig. Ein Dorf am Ellbogensee war der Punkt, von dem aus man eine ganze Residenz erreichbar machte, und wer das für eine kleine Anmaßung hält, hat den Ort noch nicht verstanden.

Denn Priepert war ein Schifferdorf, so unwahrscheinlich das für einen so kleinen Ort klingt. Es gab hier einen Schifferverein, gegründet vor über hundertsechzig Jahren, mit eigenen Satzungen, und als er fünfzig Jahre alt wurde, feierten sie das mit einer gestickten Fahne. In einem Ort, in dem es zur selben Zeit keinen einzigen Bauern mehr gab und die Kinder zu neunzig in zwei Schulzimmern saßen, gab es einen Verein von Männern, die ihre eigenen Schiffe besaßen und Zucker bis nach Holland fuhren.

Einer von ihnen wollte eigentlich Tischler werden. Sein Vater bestand darauf, dass er das Schifferhandwerk erlernte, und so ersteigerte er sich irgendwann einen Kahn, setzte einen stärkeren Motor hinein, als erlaubt war, und fuhr mit seiner Frau – die selbst das Bootsmannspatent hatte – und den beiden Kindern über Havel, Elbe und Oder bis nach Rotterdam und Prag. Geladen wurde hauptsächlich Zucker. Wenn man fragt, was für Menschen hier lebten, ist das eine Antwort: solche, die aus einem Dorf mit dem ärmsten Boden Mecklenburgs hinausfuhren bis ans Meer.

Und dann die Fischer. Vierhundert Jahre lang, mindestens, ist in diesen Seen gefischt worden, ohne Unterbrechung. Das Gut wechselte den Besitzer, das Dorf die Verfassung, das Land die Staatsform – gefischt wurde durchgehend. Man kennt ihre Namen bis zurück in eine Zeit, in der ein alter Mann vor Gericht aussagte, er habe schon vor achtundfünfzig Jahren hier als Fischerknecht gedient; das war um das Jahr fünfzehnhundertzehn. Seither reißt die Reihe nicht ab.

Man weiß, wie sie gearbeitet haben. Im Sommer wurde mit dem Zugnetz gefischt, zweimal am Tag, aber nur bei warmem Wetter. Im Winter, wenn die Seen zugefroren waren, zogen sie ein kleineres Netz unter der Eisdecke durch. Sie legten Aalschnüre aus, fünfhundert Meter lang, und mussten dabei darauf achten, dass ihre Hände sauber waren, ohne jeden Schmutz und ohne Öl, denn sonst hätten die Aale nicht angebissen. Fünfhundert Meter Schnur, hunderte Haken, und alles hing daran, dass ein Mann sich vorher die Hände gewaschen hatte. So genau war diese Arbeit. So still und so genau.

Der größte Fisch, den einer von ihnen in seinem Leben fing, war ein Wels von zwölf Kilogramm. Und über die Genossenschaft gingen die Krebse aus den Priepertter Seen bis nach Frankreich. Man sollte einen Augenblick dabei verweilen: aus einem Dorf, dessen Boden man wegen Wurmbefall sperren musste, gingen Flusskrebse nach Paris.

Wo gefischt und gefahren wurde, wurde auch gehandelt und gebaut. Es gab hier alles, was ein Dorf braucht und mehr: Schneider und Schuhmacher, einen Schmied, der noch Wagenräder machte und den Pferden die Eisen aufzog, Stellmacher, Tischler, einen Krug, in dem jedes Fest stattfand, und einen Kaufmann, dessen Laden über drei Generationen ging. Es gab einen Bäcker und, in den kargen Jahren nach dem großen Krieg, einen Mann, der aus der Gefangenschaft heimkam und beschloss, künftig Boote zu bauen, weil ein Dorf zwischen zwei Seen Boote braucht.

Das alles ist vorbei. Der letzte Fischer schloss seinen Betrieb vor über sechzig Jahren, die Schiffer haben aufgehört, das Handwerk ist eingegangen, wie überall. Aber es ist nicht spurlos verschwunden, und das ist das Besondere an diesem Ort. Der Teerofen im Wald, der Kalkofen, die Ziegeleien – man findet ihre Stellen noch, manche als Flurname, manche als Teich, der keiner ist, sondern die wassergefüllte Grube, aus der man einst den Ton holte. Es gibt in Priepert kaum eine Stelle, die nicht einmal etwas anderes war. Man gewöhnt sich daran, und mit der Zeit lernt man, den Ort doppelt zu sehen: das, was ist, und darunter das, was war.

DIE MENSCHEN UND DIE ZEIT

Es gab in Priepert einen Mann, der wurde hundertvier Jahre alt, und wenn man sich bei ihm für etwas bedankte, sagte er jedes Mal dasselbe: „Da nicht für.“

Man muss diesen Satz eine Weile mit sich tragen, um zu verstehen, wie viel in ihm steckt. Er ist die höflichste Form der Bescheidenheit, die es gibt. Er sagt: Das war doch selbstverständlich. Er sagt: Dafür brauchst du mir nicht zu danken, das tut man einfach. Und er sagt, ohne ein großes Wort zu machen, etwas über einen ganzen Menschenschlag – über Leute, die halfen, ohne dass man sie fragen musste, und die es unangenehm fanden, dafür gelobt zu werden. In einem Ort, in dem allein niemand durchkam, war „Da nicht für“ nicht bloß eine Redensart. Es war die Verfassung des Zusammenlebens.

Solche Menschen gab es viele, und ein Ort ist am Ende nichts anderes als die Summe derer, die ihn bewohnt haben.

Vor der Tischlerei saß, solange man sich erinnern kann, eine Frau auf ihrer Bank, und sie war immer für ein Gespräch zu

haben – wer vorbeikam, blieb stehen, und wer es eilig hatte, blieb trotzdem, denn an dieser Bank ging man nicht vorbei, ohne wenigstens ein Wort gewechselt zu haben. Es gibt in jedem lebendigen Dorf so einen Platz, an dem die Nachrichten zusammenlaufen, ehe es Zeitungen und Telefone gibt und lange nachdem es sie gibt, und in Priepert war es diese Bank.

Es gab die Frau im Gutshaus, auf deren Herd immer etwas stand. Wer zu ihr kam, kam nicht wieder hungrig fort; sie tischte auf, herzlich und selbstverständlich, so wie andere grüßen. Man kann eine ganze Haltung zum Leben an einem Topf ablesen, der nie leer ist – die Haltung, dass für einen mehr immer gekocht ist, dass ein Gast keine Störung ist, sondern der Anlass, den man sich gewünscht hat.

Es gab den Mann, einst Panzerfahrer, einen von der stillen, unermüdlichen Sorte, die anpackt, wo etwas zu tun ist, und die man in einem solchen Ort mehr braucht als jede Rede. Von Menschen wie ihm lebt ein Dorf: nicht von denen, die sagen, was getan werden müsste, sondern von denen, die es dann tun.

Und es gab die Gaststätte Sonneneck und ihre Wirtin, bei der man Gerichte bestellen konnte, die auf keiner Speisekarte standen, weil sie nicht nach Zutaten hießen, sondern nach Menschen. Ein Schnitzel à la Mirco. Man muss sich das vorstellen: eine Küche, in der die Stammgäste zu Gerichten werden, in der die Speisekarte das Dorf selbst ist, aufgeschrieben in Portionen. Es ist die gastfreundlichste Idee,

die ich kenne, und sie könnte nur an einem Ort entstehen, an dem wirklich jeder jeden kennt.

Am schönsten aber zeigte sich das Wesen dieses Ortes an den Festen im Jugendclub, zu denen auch Auswärtige kamen – und mancher von ihnen wäre an solch einem Abend am liebsten selbst Priepert geworden. Man hat es ihnen nicht schwermgemacht, aber auch nicht ganz leicht. Zum Trost mussten sie ein paar Fragen über Priepert beantworten, und wer bestand, bekam die Priepert-Card. Es ist ein Scherz, gewiss, und doch steckt darin eine Wahrheit über diesen Ort. Man will zu ihm gehören, wenn man einmal einen Abend lang gespürt hat, wie es ist, dazuzugehören. Ein Dorf, das die Fremden prüft, ob sie es auch ernst meinen, und ihnen dann eine Karte in die Hand drückt – das ist ein Dorf, das weiß, was es wert ist.

Solche Menschen und solche Abende hat dieser Ort hervorgebracht, weil er sie brauchte. Die Zeit war selten gnädig zu Priepert, und die härtesten Kapitel stehen nicht in den frühen Jahrhunderten, sondern nah.

Am ersten Mai neunzehnhundertfünfundvierzig marschierte die Rote Armee ein, und die meisten Häuser standen leer. Die Menschen hatten sich in den Wald geflüchtet, hatten ein paar Habseligkeiten in ihre Boote geladen und waren über die Havel gefahren, und dort saßen sie tagelang in Erdlöchern, zwanzig Menschen in einer Grube von der Größe eines kleinen Zimmers, mit Ästen abgedeckt. Es wurde auf den Kirchturm geschossen,

weil dort einige Ausschau hielten, und vielleicht ist der Turm, der wenige Jahre später wegen Einsturzgefahr abgetragen werden musste, an jenem Tag gestorben und hat nur lange gebraucht, es zu merken. Ein Haus am Friedhof brannte nieder und wurde nie wieder aufgebaut; wo es stand, ist heute die Bushaltestelle.

Man kann die Geschichte dieses Ortes nicht erzählen, ohne diese Tage zu nennen, und man sollte sie nicht schöner machen, als sie waren. Aber man sollte auch das andere nennen: dass das Dorf danach nicht aufhörte. Es kamen Vertriebene, die selbst alles verloren hatten, und man rückte zusammen, so eng, dass sich die Einwohnerzahl in einem einzigen Jahr fast verdoppelte. Jeder brauchbare Raum wurde bewohnt, im Keller wie unter dem Dach. Es war eng, es war karg, und es ging weiter.

Und so ging es weiter durch alle Zeiten, die kamen. Das Herrenhaus, in dem einmal ein Herzog gewohnt hatte, weil ihm sein eigenes Schloss abgebrannt war, wurde ein Wohnhaus für Leute, die vorher keines hatten. Der alte Krug, das letzte Haus seiner Art im ganzen Land, wurde am Ende ebenfalls ein Wohnhaus. Der Dorfladen wurde eine Wohnung, der Kindergarten wurde eine Wohnung. Und die großen Ställe der Genossenschaft, in denen einmal Kühe standen und in die zuvor die Schmiede und die Tischlerei des Dorfes eingegangen waren, wurden zur Bootshalle, in der heute im Winter Yachten stehen.

Nichts ist in Priepert je einfach verschwunden. Es wurde umgewidmet. Das ist kein Zufall und keine bloße Sparsamkeit – es ist eine Haltung. Ein Ort, der so wenig hat, wirft nichts weg. Er nimmt das, was aufgehört hat, das zu sein, was es war, und macht daraus das, was gerade gebraucht wird. Die Ziegelei wird ein Teich. Der Kuhstall wird eine Bootshalle. Und wenn man lange genug hinsieht, ist die ganze Geschichte dieses Dorfes eine einzige lange Kette solcher Verwandlungen, in der nichts verlorengeht, sondern alles nur seine Gestalt wechselt.

Über den Ufern kreisen heute wieder Fisch- und Seeadler. Man muss wissen, was das bedeutet, um es zu würdigen: Der Seeadler war vor nicht allzu langer Zeit fast verschwunden, verfolgt und vergiftet, aus den meisten Gegenden Deutschlands vertrieben. Dass er über den Prieperter Seen wieder seine Kreise zieht, gehört zu den wenigen ungetrübten Erfolgen, die der Naturschutz überhaupt vorzuweisen hat – und die Gegend hatte daran einen Anteil, der nichts mit Absicht zu tun hat: Sie war immer zu dünn besiedelt, um alles zu verbrauchen. Wo wenige Menschen sind, bleibt Platz für anderes.

Und auf demselben Wasser, unter demselben Himmel, liegt eine Wasserskistrecke. Das ist der Widerspruch, mit dem dieser Ort lebt und leben muss. Priepert hat nie den Luxus gehabt, sich zwischen der Natur und ihrer Nutzung zu entscheiden; es hat immer beides gebraucht, den Adler und den Gast, die Stille und das, was sie bezahlt. Und vielleicht ist es gerade diese Spannung, die es ausbalanciert, ohne je ganz aufgelöst zu

werden, die den Ort so wach hält. Ein Dorf, das seinen See für die Motorboote sperrt und ihn zugleich den Menschen offenhält, weiß, worin sein Reichtum liegt – nicht im einen und nicht im anderen, sondern in der Kunst, beides nebeneinander bestehen zu lassen.

Am schönsten sieht man das im Herbst. Wenn im Oktober das Laub sich färbt und der Kiefernwald plötzlich von Gold durchsetzt ist, von den Birken, den Buchen, den Eichen an den Wegen, dann liegt über den Feldern und den Ufern ein Licht, das man nirgends sonst so findet. Die Kraniche stehen dann auf den abgeernteten Feldern, ehe sie fortziehen, und rufen, und das Wasser wird still und dunkel und hält den ganzen Himmel. Es ist die Jahreszeit, in der der Ort am meisten er selbst ist: nicht laut, nicht für Gäste, sondern in sich gekehrt und von einer Schönheit, die niemandem etwas beweisen will. Der Herbst gehört den Priepertern allein. Er ist ihr Lohn dafür, das ganze Jahr an einem Ort gelebt zu haben, den die meisten nur im Sommer sehen.

WAS BLEIBT

Einmal im Jahr, an einem Abend im Juli, hört Priepert auf, ein Dorf mit dreihundert Einwohnern zu sein. Dann kommen ein paar tausend Menschen aus der ganzen Gegend, sie stellen ihre Autos auf den Feldern ab und drängen sich am Ufer an jener Stelle, die „An der Freiheit“ heißt – ein Abhang zur Badestelle, an dem in alten Zeiten die Schafe gewaschen wurden. Sie warten, bis es dunkel wird. Und dann, gegen Viertel vor elf, geht über dem Großen Priepertsee das Feuerwerk los, von einem Steg am See gezündet, und zwölf Minuten lang brennt der Himmel über einem Ort, den die meisten von ihnen an keinem anderen Tag des Jahres finden würden.

Es ist ein seltsames und rührendes Schauspiel, dieses eine laute Wochenende in einem sonst so stillen Ort. Man könnte es für zu viel halten, für unpassend an einem Platz, dessen ganzes Wesen die Ruhe ist. Aber man kann es auch anders sehen: als das, was es ist. Ein Dorf, das sechshundert Jahre lang aus wenig etwas gemacht hat, macht einmal im Jahr aus einem Sommerabend ein Fest, das die ganze Region an sein Ufer holt.

Man muss sich einmal klarmachen, was hinter diesen zwölf Minuten Feuerwerk steckt. Ein paar tausend Gäste brauchen Parkplätze und Toiletten, ein Sicherheits- und Rettungskonzept, Ordner, Getränke, Strom, Bühnen, die Entsorgung des Mülls am Tag danach und die Genehmigung, über einer Bundeswasserstraße Pyrotechnik zu zünden. Das alles wird von Menschen gestemmt, die daneben einen Beruf haben und für die das kein Auftrag ist, sondern eine Selbstverständlichkeit. Ein Dorffest dieser Größe ist keine Feier mit ein bisschen Organisation drum herum – es ist eine Organisation, an die eine Feier gehängt ist, und dass ein Ort mit dreihundert Einwohnern das Jahr für Jahr zustande bringt, ist am Ende bemerkenswerter als das Feuerwerk selbst.

Und Prieper tut das nicht aus Eitelkeit, sondern weil es das kann – weil hier immer Menschen waren, die zusammen etwas auf die Beine stellten, das größer war als sie selbst.

Denn das ist am Ende die Geschichte dieses Ortes: nicht der karge Boden, nicht das Wasser, nicht die Fischer und die Schiffer und die Ziegler, so sehr sie alle dazugehören – sondern die Menschen, die trotz allem geblieben sind und aus dem Dorf immer wieder etwas gemacht haben. In den letzten Jahrzehnten ist ein Ort entstanden, den die früheren Prieperter kaum wiedererkennen würden, und der ihnen doch in allem ähnlich sieht. Ein Dorfladen, wo einer fehlte. Ein Wanderwegenetz durch den Wald, in dem einmal Teer geschwelt wurde. Ein Rastplatz für die Wohnmobile, ein Hafen für die Boote, ein

Fitnesspark für Junge und Alte. Ein betreutes Wohnen für die, die nicht mehr allein zurechtkommen, damit niemand fortmuss, der bleiben will. Ein Dorfgemeinschaftshaus, in dem auch die Feuerwehr ihren Platz hat. Ein Rettungsboot für die Seen, weil zur Gemeinde nun einmal mehr Wasser als Land gehört und jemand hinausfahren können muss, wenn es nötig ist.

Wer an einem Sonabend an den Sportplatz kommt, sieht dort mehr als ein Spiel; er sieht, woran dieses Dorf glaubt. Es ist eine Mannschaft, die eine einfache, harte Wahrheit verinnerlicht hat: dass man nicht aufgibt, solange die Uhr läuft. Dass ein Rückstand keine Niederlage ist, sondern eine Aufforderung. Dass man bis zur letzten Minute den Erfolg im Blick behält, auch dann, gerade dann, wenn es aussichtslos scheint. Man muss kein großer Kenner des Spiels sein, um zu erkennen, woher diese Haltung kommt. Es ist dieselbe, mit der man auf magerem Boden Ziegel brannte, mit der man Kähne durch die Seen zog und aus einem Kuhstall eine Bootshalle machte. Ein Dorf, das sechshundert Jahre lang nicht aufgegeben hat, bringt eine Mannschaft hervor, die es auch nicht tut. Der Ball ist nur die neueste Gestalt einer sehr alten Priepert Tugend.

Und wo die einen laufen, singen die anderen. Es gibt in Priepert eine Singegruppe, und was sie tut, klingt bescheiden und ist es nicht: Sie trifft sich in Geselligkeit, sie bewahrt mit ihren Liedern altes Liedgut, das sonst verklingen würde, und zwischen den Strophen erzählt man sich Geschichten aus früheren Zeiten – jene kleinen Geschichten, die in keiner

Chronik stehen und die doch das eigentliche Gedächtnis eines Ortes sind. Manchmal fahren sie fort, besichtigen eine andere Stadt, ein anderes Dorf. Und kehren jedes Mal mit derselben stillen Gewissheit zurück: dass es nirgends schöner ist als daheim. Vielleicht ist das der wahre Grund, warum man überhaupt verreist – nicht, um das Fremde zu sehen, sondern um mit anderen Augen wiederzukommen und das Eigene noch einmal neu zu erkennen.

Und das alles will bezahlt sein, in einem Ort mit dreihundert Einwohnern, deren Steuerkraft für solche Dinge niemals reichen würde. Also zahlt, wer hierher kommt und bleibt, eine Kurabgabe – jeder Gast, jeder Urlauber, jeder, der eine Nacht am Wasser verbringt. Daraus wird finanziert, was der Ort für alle vorhält: die Badestelle, die Grünflächen, die Wege, den Fitnesspark, den Erhalt der Heimatstube. Es ist ein stiller, gerechter Handel, und er beschreibt die Lage genau. Priepert kann sich das, was es schön macht, nur leisten, weil Fremde kommen – und Fremde kommen nur, weil es das gibt, was der Ort schön macht. Der See, den die Priepertler jeden Morgen umsonst haben, erhält am Ende sich selbst, indem andere dafür bezahlen, ihn einmal im Jahr zu sehen.

Und ein Wappen, endlich, nach sechshundertneunundsechzig Jahren – sieben Fische und ein Steuerrad, das Dorf, das sich als das darstellt, wovon es gelebt hat, und nicht als das, wem es gehört hat.

Es sind lauter kleine Dinge, jedes für sich. Aber sie stehen in genau der Reihe, in der dieser Ort immer gestanden hat: der eine Bauer von damals, die Erdlöcher im Wald, der Kuhstall, der zur Bootshalle wurde – und jetzt der Dorfladen, das Rettungsboot, das Wappen. Es ist dieselbe Bewegung, immer weiter, immer aus dem Wenigen ins Nächste. Ein Ort, der nie hatte, was man braucht, um reich zu werden, und der aus dem, was er statt dessen hatte, bis heute etwas macht.

Wer im Sommer über die Brücke fährt, sieht ein hübsches Dorf am Wasser und fährt weiter. Wer bleibt, sieht mehr. Er sieht den See am Morgen unter dem Nebel, wenn noch kein Wagen fährt. Er riecht den Kiefernwald an einem heißen Tag. Er steht im Oktober auf einem Feld, auf dem die Kraniche rufen, und weiß, dass dieser Ort ihm gehört und er dem Ort, und dass das keine Kleinigkeit ist, sondern das Größte, was ein Mensch von einem Stück Erde haben kann.

Sechshundertfünfundsiebzig Jahre sind es her, dass Priepert zum ersten Mal aufgeschrieben wurde, und der Anlass war, wie so oft hier, kein großer: ein Schreiber, der zufällig da wohnte. Kein Fürst, keine Schlacht, keine Legende. Nur ein Mensch mit einer Adresse, an einem Wasser, das älter war als sein Name. So hat es angefangen, und so ist es geblieben – aus dem Kleinen gemacht, aus dem Beiläufigen, aus dem, was gerade da war.

Und wenn dieses Dorf in hundert Jahren dieses Buch aufschlägt und sich fragt, was die von damals ihm sagen wollten, dann

steht die Antwort schon da, gesagt von einem, der hundertvier Jahre alt wurde und in all der Zeit für alles, was er tat, denselben Satz gefunden hat. Man müsste ihm für dieses Buch danken, für den Ort, für die sechshundertfünfundsiebzig Jahre. Und man weiß genau, was er darauf sagen würde.

Da nicht für.

ZUM ENTDECKEN

Ein Ort merkt sich, was er einmal war, indem er seinen Stellen Namen gibt. Wer die folgenden kennt, kann Priepert mit diesem Buch in der Hand abgehen und findet unter der Oberfläche der Gegenwart überall die Vergangenheit – ein ganzes Dorf zum Entdecken.

Am Westufer des Großen Priepertsees liegt **die Freiheit**, der Abhang zur Badestelle, an dem einmal die Schafe gewaschen wurden und heute im Juli das Feuerwerk gezündet wird. Im Norden grenzt **der Hahnsche Berg** an die Freiheit, benannt nach Marie Hahn, der letzten Hexe, die in Priepert der Sage nach verbrannt worden sein soll.

Am Ufer des Kanals führt **der Leinensteig** entlang – der Weg, auf dem die Schiffer gingen und ihre Kähne an der Leine hinter sich herzogen. Am Ellbogensee läuft **der Jungfernsteg**, hinter der Bungalowsiedlung, bis zur Ziegelei, deren Ware einmal über dieses Wasser hinausging. Und **die Ablage** heißt die Stelle, an der das Floßholz zu Wasser kam.

Selbst die Seen tragen heimliche Zweitnamen, die kaum noch jemand kennt. Der Große Priepertsee heißt auch **der Große Bruch**, der Kleine Priepertsee **Dorwands Plagge**. Und im Großen Wangnitzsee liegen Inseln, deren Namen von Vögeln, Familien und einem Rätsel erzählen.

Über den Feldern liegen die Namen der Arbeit. **Der Kuhdamm**, der Weg vom Gutshof zum Acker, über den man die Kühe trieb. **Die Füllen Koppel** am Großen Priepertsee, eine eingezäunte Weide für Pferde und Fohlen. **Der Schäfergarten** und **der Zerlingbruch** bei Radensee, die man trockenlegte. **Die Moorkultur** hinter der Försterei, schwarze Erde, um 1920 zur Wiese gemacht. **Das Siedland** in Richtung Düsterförde, wo das Wasser aus dem Boden trat wie eine Quelle, sobald man ihn dränte. **Der Eichenkamp** vor Radensee, urbar gemacht und mit Eichen bepflanzt, die heute an die siebzig Jahre alt sind. Und **die Anschütte**, jene künstliche Fläche im Ellbogensee, aufgeschüttet aus dem Aushub, als man die Havel verbreiterte.

Andere Namen tragen die Menschen, die einmal hier lebten: **der Bester Grund** nach der Familie Bester, **der Schulzengrund** nach einem Bauern namens Schulz, **der Schultengorden**, der Schulzengarten hinter dem Sonneneck, benannt nach dem Schulzen, dem Grundbesitzer, der im Dorf etwas zu sagen hatte. Und **das Modeseck** an der Bushaltestelle, wo bis 1945 die Familie Modes wohnte.

Und dann die stillsten Namen von allen – die, die von etwas erzählen, das verschwunden ist. **Die Kalkofensche Schonung**, ein Waldstück, das den Standort eines längst vergangenen Kalkofens im Namen bewahrt. **Der Thymer Weg**, einst eine Panzerstraße, quer über den Acker gelegt und wieder zugeschüttet. Und die Inseln im Großen Wangnitzsee, die jede ihren Namen hat: **Bülowwerder, Kronwerder, Fischerwerder, Langewerder, Möwenwerder** – und, niemand weiß mehr recht warum, **Helsinkwirl**.

Man muss diese Namen nicht alle kennen. Aber wer einen von ihnen ausspricht und weiß, was er bedeutet, hält für einen Augenblick sechshundert Jahre in der Hand. Das ist das Schönste, was ein Ort einem schenken kann: dass er sich lesen lässt wie ein Buch, wenn man nur seine Sprache gelernt hat.

Eine Liebeserklärung